



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Baufibel für das nördliche Westfalen

Wolf, Gustav

Muenchen, 1950

Landschaft und Bauwesen in Westfalen.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83329](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-83329)

Natur und Wirtschaft in westfälischer Landschaft

Westfalen ist eine neuzeitliche Industrie-Provinz und gleichzeitig doch ein uraltes Bauernland. Seine Landschaft besitzt für beides die kraftspendenden Schätze: oben auf in der Ackerkrume, drunten in tiefen Schächten. Das Bauerntum hat in Jahrhunderten langsamer Reife westfälische Bau-Sitten ausgebildet. Die Industrie aber hat in der Hast und Eile weniger Jahrzehnte neue Bauformen hervorgerufen, zum großen Teil solche von erschreckender Verwilderung.

Westfalen liegt landschaftlich in den großen, von Hessen bis Schleswig ausgespannten Zusammenhang *Niedersachsens* eingebettet. Dieser wieder läßt sich kaum aus dem noch größeren Zusammenhange *Niederdeutschlands* absondern, das sich nach Fritz Reuters Wort „Von Pommern bis Nederland“, von der Odermündung bis zum Unterlauf des Rheines ausbreitet. Diese Zusammenhänge wollen wir nicht vergessen, wenn wir die Karte unserer Provinz zunächst nur für sich betrachten. Auf dem Kartenbilde (Seite 8) sieht man, wie Kräfte der Natur und der Wirtschaft das Ganze in große Landschaftsräume gliedern. Da ist zuerst das *Münsterland*. Wie eine Arena von Tribünen, so ist es von Höhen umrahmt: im Nordosten von den beiden lang dahinstreichenden Wellenkämmen des Teutoburger Waldes und des Wiehen-Gebirges, im Süden von den Bergen des „Süder-Landes“, das heißt des *Sauerlandes*. Weniger auffällig liegt zwischen dem tiefen Münsterlande und dem gebirgigen Sauerlande als eine flache Vorstufe der Haarstrang. An ihm entlang trägt der uralte Hel-Weg, der spätere Hellweg, von jeher den mächtigen Strom eines von Westen nach Osten und umgekehrt Länder verbindenden Verkehrs. Während der Haarstrang noch dem südlichen Gebiet angehört, streift der große Verkehr doch das nördliche, und indem er über die Schwelle des Egge-Landes geht, faßt er Hellweg und Egge-Land zu einer dritten Landschaft zusammen; als vierte stellt sich der vom Teutoburger Wald und Wiehengebirge beherrschte Raum dar. Wenn andere ihn mit den südlich anschließenden, teils schon außerhalb Westfalens gelegenen Höhen in den größeren Begriff der Naturlandschaft des „Weserberglandes“ einordnen, dürfen wir den westfälischen Teil allein als „Osningland“ ansprechen.

Jeder dieser vier Landschaftsräume ist vom anderen natürlich unterschieden; jeder hat bisher so eigene Wesenszüge im baulichen Gesicht, daß wir entsprechend auch für die Zukunft noch vier große „Bauformen-Landschaften“ in Westfalen mutmaßen dürfen. Diese zeigt die Karte auf dem Umschlage. An dreien hat das nördliche Westfalen Anteil; sie gehören ganz in den genannten größeren Zusammenhang *Niedersachsens*, *Niederdeutschlands* mit hinein. So steht unsere Heimat in reicher Vielfaltigkeit vor uns, aus den Schätzen der Natur gespeist, durch die Kräfte der menschlichen Wirtschaft entwickelt und von einem mächtigen Länderfernverkehr durchströmt. Im baulichen Gesicht erkennen wir die geschichtsreichen westfälischen Bausitten, wenn auch überlagert und oft verwischt durch neuzeitliche, übereilt entstandene Bau-Verwilderung.

Es ist nicht möglich, ein vollständiges ABC des guten Bauens für die Zukunft eines so großen Gebietes zusammenzustellen, schon gar nicht im Raum eines dünnen Heftchens. Wir können uns hier nur den dringlichsten Gestaltungs-Fragen zuwenden. Wir wollen diese

„Bau-Fibel“ nur als ein kleines Glied in einer langen Kette von weiteren notwendigen Arbeiten und Bemühungen aufgefaßt wissen. Wer aus der Bauverwilderung heraus neuen künftigen Bau-Sitten entgegenstrebt, der muß sich bemühen, landschaftsfreundlich zu bauen.

Westfalen und der Dachbau

Von außen und im Bilde der Landschaft betrachtet, entstehen die Bauformen aus *Wand und Dach*. Davon hatte in Niederdeutschland das Dach ursprünglich eine unbestrittene Vorherrschaft. Und es ist zwar den meisten unbekannt und fast schon unvorstellbar, aber doch gar nicht lange her, daß das ganze *ländliche* Niederdeutschland eine einheitliche „*Weichdach-Landschaft*“ bildete, das heißt, daß außerhalb der Städte fast nur Strohdächer und Rethdächer heimisch waren. Erst vor zweihundert Jahren änderte sich diese Einheitlichkeit, indem beim Übergang zum *Hart-Dach* das nördliche Westfalen mit weiten Nachbargebieten zusammen die naturrote Hohlpfanne bevorzugte, während sein Süden sich dem grau-blauen und blauschwarzen Naturschiefer zuwandte! Heute ist es kaum noch erkennbar, daß auch ganz Westfalen einmal einheitlich die schöne und für alle landwirtschaftlichen Zwecke auch an praktischen Vorteilen bisher noch von keiner einzigen anderen Art erreichte Deckung mit Stroh oder Reth trug, wohlbemerkt: allerdings nur außerhalb aller geschlossenen Ortschaften. Im Norden erinnern nur noch Weichdächer der Kreise Tecklenburg, Lübbecke und Minden, im Süden nur diejenigen der Kreise Siegen und Altena daran. Heute ist im nördlichen Westfalen die naturrote Hohlpfanne das bodenständige Merkmal für Werkstoff, Form und Farbe der Dächer in Stadt und Land. Nur am Ostrand hat die Weser das schwere, aber schöne Solling-Platten-Dach (auch Höxterplatten- oder Sollingschiefer-Dach genannt) eingeschoben.

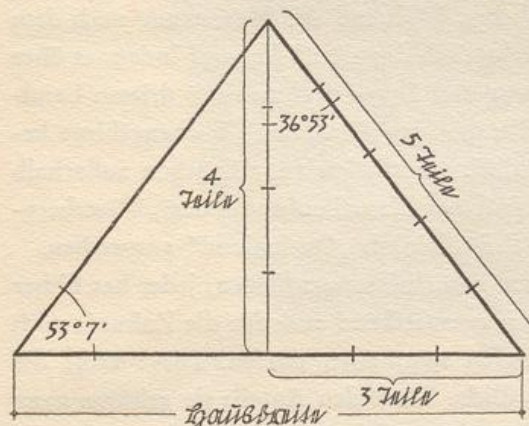


Abb. 3

Die *Dachneigung* kann meist nicht mehr so steil sein, wie sie es beim Weichdach sein mußte. Sie darf aber auch nicht so flach sein, wie dort, wo die winterliche Schneedecke liegen bleiben soll. Einer guten Wasserabführung und dem ländlichen Gebrauche, im Dachraum vielerlei zu lagern, entspricht es, wenn die volle Dachhöhe zwei Drittel der vollen Satteldachbreite beträgt. Das erreicht der Zimmermann, wenn er die halbe Dachbreite in drei gleiche Teile aufteilt; setzt er vier dieser gleichen Teile im Lot auf, so hat er die Firsthöhe. Er weiß dann zugleich, daß

die zugehörige Sparrenlänge (ohne Überstand gemessen) fünf dieser Teile beträgt. Diese alte Weisheit des Pythagoras ist also zugleich eine Faustregel für praktisches Bauen! (Abb. 3.)

Die Hohlpfanne ist nach dem Gedanken geformt, die eine ursprüngliche Dachebene in eine Folge von vielen wasserableitenden Rinnen aufzulösen. Daraus entsteht ihre kräftige Plastik, aber auch ihre geringe Anpassungsfähigkeit. Mit Biberschwänzen und mit Schieferplatten kann man Kehlen, Wölbflächen und Spitzkegel eindecken — mit Hohlpfannen kann man es nicht! Zu einer besseren Fugendichtung hat man die Falz-Hohlpfanne erfunden, die bei

gehöriger Muldentiefe gut ist, aber den Nachteil der geringen Anpassungsfähigkeit noch erhöht. So muß denn, weil sich die Pfanne nicht jeder Dachform anschmiegt, das umgekehrte gelten: das Dach muß, der schwerfällig starren Pfanne gemäß, die einfachste Form annehmen, Kehlen und Schweifungen vermeiden. Man prägte einst den treffenden Zweizeiler:

„Westfalen-Art das ist nun so:
Ein Satteldach und Giebel zwei!“

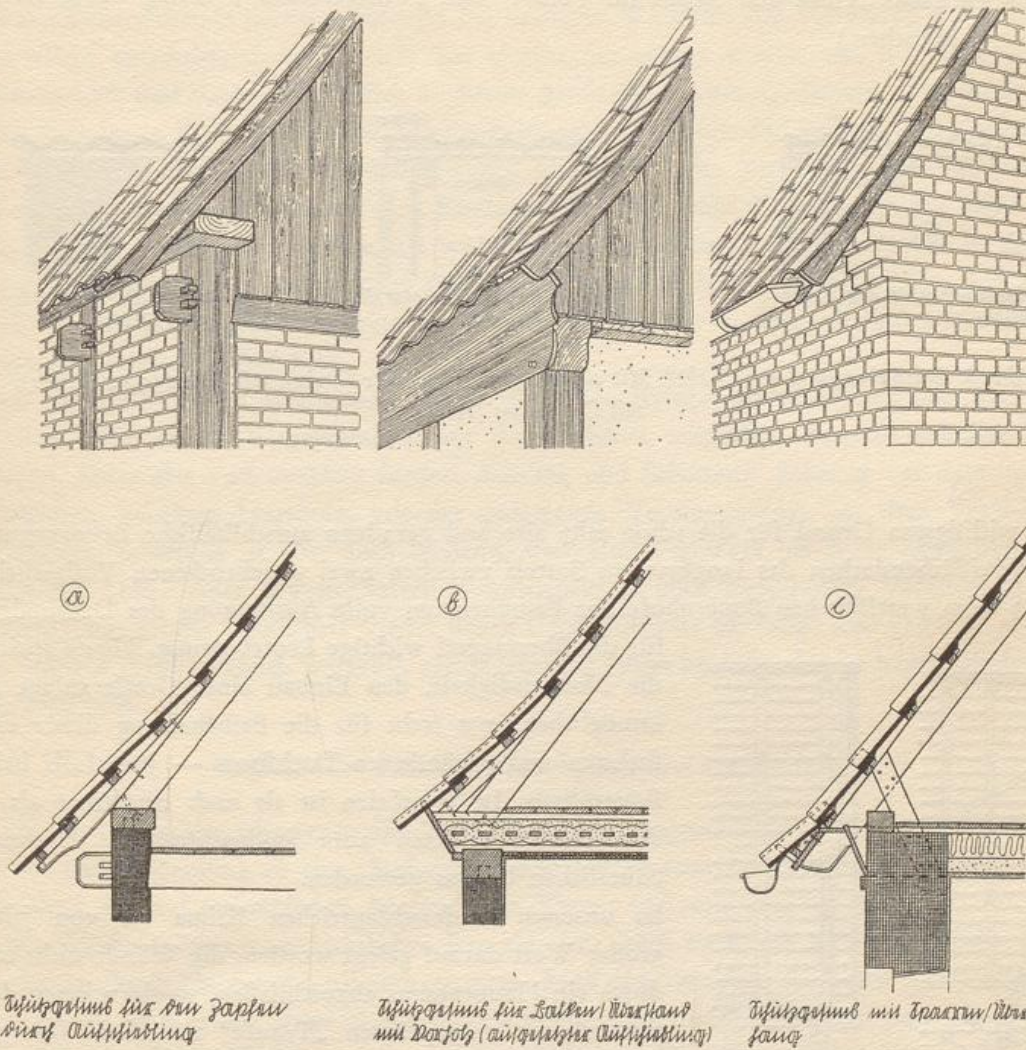


Abb. 4. Traufenbildung durch Sparrenüberstand (rechts) und durch Aufschubung (links und Mitte)

Unsere landschaftliche Bausitte zeigt den ungebrochenen Dachrücken eines mächtigen und möglichst einzigen Langhauses, hingestreckt wie die Ebene selber. Schon aus praktischen Gründen ist als Wunschbild von je das „Zweiflächendach“ maßgebend. Wohl besaß das urzeitliche Haus Vollwalme (also ein Vierflächendach). Sie erinnern an jene frühe Zeit, als man Giebel noch nicht gut aufzurichten verstand. Noch heute ist das Vollwalmdach häufig bei herrschaftlichen Bauten und alten Mühlen zu finden. Es eignet sich am besten für Bauten, die völlig frei im weiten Felde stehen; da erscheint es gleichsam als ein natürlich abrunden-

der Gipfel. Bei starkem Ausbau des Daches verliert der Vollwalm aber von innen her all sein Recht. Für kleine Einzelhäuser, die sich an einer Straße eng aneinander reihen, und die gesellig verbunden erscheinen *sollen*, ist der firstverkürzende Walm ungeeignet. — Auch Halb- und Zweidrittelwalme sind uns nicht ganz fremd. Sie erscheinen in den Städten häufig und sind sogar für eine kleine Gruppe von Bauernhöfen aus der Zeit nach Schlauns Wirksamkeit kennzeichnend. Sie fordern aber eine besonders feinfühligte Bemessung und erschweren die handwerksgerechte und sparsame Durchbildung. (Vergleiche hierzu die Baupflege-Schriften: „Haus und Straße im Vorort“ und „Vororthäuser“, Verlag Georg D. W. Callwey, München.)

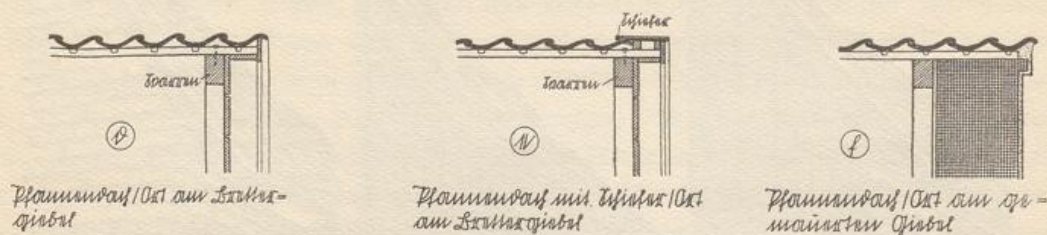


Abb. 5. Dachüberstand am Giebel. Mit eingefügter Windlatte (links), mit Windfeder (Mitte), mit Ortgesims (rechts)

Den wichtigsten Grund für die schon sehr alte und geradezu ausschließliche Bevorzugung des Zweifächendaches, des langfirstigen Sattels zwischen zwei ungebrochenen Vollgiebeln, bildet beim westfälischen Bauernhofe das Bemühen um volle Ausnutzung des Dachbodens

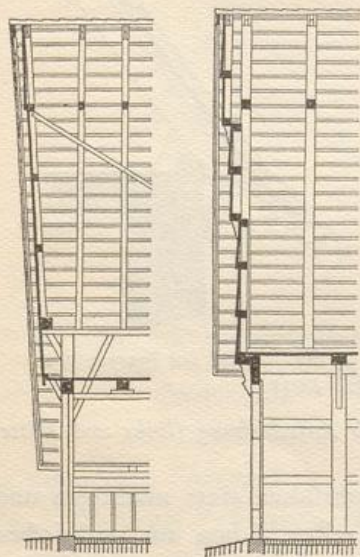


Abb. 6

für die überragend wichtige Erntebergung. Heute spricht die Notwendigkeit, den Einbau einer Greiferanlage zu ermöglichen, erst recht für die Beibehaltung dieser einfachsten und gesündesten Dachform — jedenfalls beim Bauernhaus. In Westfalen ist sie noch deutlicher als in den Nachbargebieten zum bodenständigen Merkmal bäuerlichen Bauens geworden.

In unserem niederschlagreichen Klima ist von jeher großer Wert darauf gelegt worden, die Wände nicht nur durch ein Hauptgesims abzuschließen, sondern ihnen den Schutz einer ausgeprägten „Traufe“ zu geben. Das geschah erstens durch Überhang des Sparrens, noch öfter besonderer Aufschieb- (Abb. 4), zweitens durch Vorziehen der Dachhaut über die Giebelflucht (Abb. 5), und drittens durch auffällig beliebte mehrfache Vorkragung innerhalb der hohen Giebelflächen, ja manchmal durch ein vom Lot abweichend nach vorn schräg vornickendes Ver-

ziehen der Giebelorte (Abb. 6). Auch daran erkennen wir, daß praktische Erfahrung die Ausbildung landschaftlicher Bausitten begründet hat. — Das nördliche Westfalen ist also eine eigentümliche „Dachbau-Landschaft“. Wie aber steht es um den „Wandbau“?

Westfalens Wandbau ist aus dem Fachwerk hervorgegangen

Wer durch niederdeutsches Land fährt, der sieht auch heute noch überall außerhalb der Städte eine Landschaft des Fachwerkbaues und damit der „Riegelwände“. Der Steinbau Süd-Westfalens bildet nur eine Ausnahme. Überall herrscht sonst noch das dunkle Netz der Holzkonstruktion, ausgefüllt mit den hellen Feldern verputzter Lehmstakung. Diese Zweifarbigkeit belebt das Siedlungsbild, sie gibt Rechenschaft über die tüchtige Zimmermannsarbeit. Sie sorgt ebenso für einheitliche Grundmaße wie für abwechselnde Eindrücke. Sie tritt als das Beherrschende hervor, während bei anderem Wandbau die Verteilung der Öffnungen allein entscheidend wirkt. Wie das Gerüst gezimmert wurde, das war eine eigene Wissenschaft und Kunst. Einheitlich in diesem großartigen Grundgedanken entwickelte sich doch eine lange Reihe mannigfaltiger Erscheinungen innerhalb der großen Verwandtschaft des niederdeutschen Fachwerk-Hallenhauses. Und Westfalen verschaffte sich durch selbständige konstruktive Gedanken eine Sonderstellung innerhalb dieser Reihe. Im Bilde und mit wenigen Stichworten werden die wichtigsten Grundformen unserer Heimat in Abbildung 1 und auf Seite 6 wenigstens angedeutet. Niemand kann sich verhehlen, daß diese Welt des Holzfachwerkbaues heute nur noch als ein kostbares, aber schwindendes Erbe in unsere Gegenwart hineinblickt.

Aber ein Volk, dessen Baubestand die furchtbarsten Kriegsverluste erlitten hat, muß das bauliche Erbe seiner Vergangenheit mit der höchsten möglichen Sorgfalt erhalten und pflegen. Jeder alte Fachwerkbau fordert Achtung und Schonung. Achtung vor dem unverwüstlichen, kernigen Hartholz, vor der gediegenen Verzimmerung, vor dem Vater-Erbe überhaupt; Schonung ist aber auch lohnend, weil altes Fachwerk bei guter Instandsetzung unter der Hand eines gewissenhaften Zimmermeisters auch nach langer Veralterung mit überraschend großer Gewißheit wieder neuen Gebrauchswert für lange Zeit gewinnt. — Ob ein völliger Neubau gleich wertvoll, gleich lebendig schön ausfällt, das ist heute mindestens sehr ungewiß...

Rohbau oder Putz bei alten Bauten und Ortsbildern

Wer würde eine alte schwarz-weiße Tracht mit roten Lappen flicken? Wer würde sich mit bunter Alltagskleidung in eine dunkelgekleidete Festversammlung drängen?

Niemand, der auf *menschlichen* Anstand hält. Ebenso soll man aber auf *baulichen* Anstand halten. Muß von einem geschichtlichen Bau ein altes Stück Fachwerk fallen, so wird man es am besten durch ein neues Fachwerk ersetzen. Muß aber wirklich ein Stück gemauert werden, so soll man es der alten Nachbarschaft in Haltung und Färbung sorgsam angleichen. War die alte Felderfüllung verputzt und geweißt, so soll man auch das Ersatzstück verputzen und weißen. Roh und nicht mehr erlaubt ist es, ins alte dunkle Fachwerknetz mit seinen hellen Feldern jetzt plötzlich neue rote Mauern hineinzuklecksen. Roh und nicht mehr erlaubt ist es, in eine schmucke Reihe alter, hellgefelderter Fachwerkhäuser einen tintendüsteren Klinkerbau hineinzuschmettern.

Alte Fachwerkfelder so zu verputzen, daß eine dicke, scharfkantige Putzscheibe vor die Holzflucht vorspringt, ist eine Pfuscherei. Gerade auf den Kantenflächen fressen sich Fäulnis und Feuchtigkeit ins Holz. Neuer Putz ist darum besonders dünn aufzutragen und am Gefachrand dem Holz abflachend anzugleichen (Abb. 7).

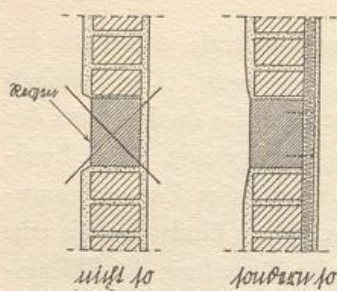


Abb. 7

Bisweilen hört man die Klage, daß ein alter Fachwerkbau nicht warm genug sei. In ursprünglicher Art, durch Flechtwerk und Lehm gefüllt, waren die nur eine Handbreit starken Wände vollauf wärmehaltend. Erst als das lehmverstrichene Flechtwerk durch Mauerziegel verdrängt wurde, hat nicht nur die Fugendichtung, sondern die gesamte Warmhaltung gelitten. Heute kann hier eine innere Verkleidung mit nur zollstarken wärmehaltenden Bautafeln hochwertig gegen Kälte dämmen und zugleich die Fugen zwischen Rahmen und Füllung schützend überdecken. Man fragt nun:

Soll man heute noch Fachwerk bauen?

Auf diese Frage gibt es keine überall passende Antwort. Früher gab es Eichen genug, um für drei und mehr Jahrhunderte Dauer völlig in Holz zu bauen. Außer Waldbäumen halfen die Einzelbäume der Flur dazu. Überdies hatte fast jeder Hof seinen eigenen Eichenkamp. Dieser war nicht nur als Windschutz, sondern zugleich als lebender Holzvorrat angepflanzt. Waren Hof und Kamp etwa zwei- bis dreihundert Jahre alt, dann konnte man aus dem Kamp selbst, ohne ihn völlig niederzulegen, schon hohe Bäume genug fällen, um einen neuen Hof daraus zu zimmern. So sorgte also der Großvater für den Enkel. Der Bauer, der Eichen genug besitzt, mag auch heut noch Fachwerk bauen. Die meisten können es freilich nicht mehr; der Krieg hat es uns verboten. Was wir aber auch tun, das soll immer nur echt und ganz getan werden. Wer nicht wirklich mit Eichenfachwerk *bauen* kann, der soll auch nicht damit Theater spielen. Riegel unter 14, Wandstiele unter 16, Eckpfosten unter 20 Zentimeter Breite, womöglich alles nur bohlenstark, solches Spiel- und Scheinfachwerk, solche Maskerade ist ganz abzulehnen.

Es geht wohl an, das Haus selber — also seine Ringwände — voll zu *mauern*, dagegen mit dem Dachgespärre zusammen die Giebel voll zu *zimmern*, ein jedes ehrlich für sich. Einem gemauerten Bau aber im letzten kleinen Giebelzipfel oben ein kümmerndes Dekorationsfachwerk anzustücken oder durch zwei Bretter als Pferdeköpfe schließlich doch eine „Niedersachsen-Maske“ aufzustecken, das ist Unfug. Nicht zimperlicher Schmuck und Schein, nur echte Arbeit und Art, und sei sie noch so neu, machen ein Haus niederdeutsch. Der Gedanke, niederdeutsches Wesen könne sich baulich gar nicht mehr gut ausdrücken, wenn uns die schöne Welt des Fachwerkbaues einmal gänzlich verschlossen bleibt, ist zu töricht, um irgend jemanden ernsthaft zu beschäftigen.

Verfugte Backsteinwand

Die Frage, was an die Stelle des heimischen Fachwerkes zu setzen sei, ohne einer verwachsenen Allerweltsbauerei Tor und Tür zu öffnen, trifft uns auch keineswegs unvorbereitet. Das neunzehnte Jahrhundert hatte schon eine gute Antwort gefunden, ehe die große Bauverwilderung hereinbrach.

Noch im Rahmen der guten handwerklichen Überlieferung war eine organische Entwick-

lung zum „Massivbau“ angebahnt. Wie schon bemerkt, hatte sich die eine und sehr große einheitliche „Dach-Landschaft“, die des Weichdaches, in kleinere Landschaften verschiedener Hart-Dach-Arten aufgespalten; die westfälische „Weichdachlandschaft“ zum Beispiel in die nördliche des roten Hohlpfannen- und die südliche des dunklen Schieferdaches. Ähnlich begann sich die einheitliche „Wandbaulandschaft“ aufzuteilen, als das Fachwerk seine Vorherrschaft verlor und Massivbauten auch auf dem Lande gebräuchlich wurden. Die Änderungen im Süden lassen wir außer Betracht. Der Norden spaltete sich im wesentlichen in den dunkelroten „verfugten Backstein-Wandbau“ des Münsterlandes, also des Westens, und in den hellfarbigen „Putzflächenwandbau“ des Osninglandes, also Ostfalens.

Im Besitz guter Tonlager hat die weite Bucht der *münsterländischen Tiefebene* in der Zeit des Fachwerkbaues die Gefache zuletzt nicht mehr mit der meist hell überputzten Lehmstakung, sondern schon mit unverputzten Backsteinen ausgefüllt. Dies war die geschichtliche Vorstufe zu dem später folgerichtig einsetzenden unverputzten Vollmauerwerk. Im Osning-Land, ja man darf sagen, in *Ostfalen* war man nicht nur das Verputzen, sondern auch das Weißkälken der Fachwerkfelder gewöhnt. Die Hellfarbigkeit spielte dabei vom Weiß über Ocker gelegentlich bis ins Ziegel- und Englischrot. Auch ein Waschblau ist hie und da aufgetreten, aber in allen guten Zeiten nur in unbedenklicher heller Tönung. Als auch im Osten die Lehmstakung durch Ziegelmauerung ersetzt wurde, wurde es da im Gegensatz zum Westen üblich, auch die Ziegelgefache wieder zu verputzen und zu kälken.

Beide jungen Wandbauformen standen beim Eindringen des Massivbaues der Gefahr gegenüber, die an sich so gut belebende Zweifarbigkeit des Fachwerks zu verlieren. Auch im *Münsterlande* wurde die drohende Düsterfarbigkeit zunächst überall vermieden; meistens durch die helle Rahmung aller Öffnungen mittels Sandsteingewänden. In einem kleinen nordwestlichen Bezirk verwendete man, gleichsam wie eine Restform vom Fachwerk, vollständige Gewände von Eichenholz. In Breite und Stärke nicht unter Handbreite, wurden sie grundsätzlich mit weißer Ölfarbe deckend überstrichen. — In Ostfalen gibt es viele Bauernhäuser mit zwei verschiedenen Bauabschnitten. Der alte Teil besteht aus dem üblichen zweifarbigem Fachwerk, der neue Abschnitt aus verputztem Vollmauerwerk, das bemerkenswerter Weise den hellen Putzflächen oft eine Gliederung durch dunklerfarbige Werkstein- oder Putzrahmen gegeben hat. So sorgfältig war man damals noch auf harmonische Abstimmung in Form und Farbe bedacht!

Jeder aufmerksame Landeskenner weiß, daß Westfalens Ortsbilder durch andere Wandbauformen noch bunter gemischt werden. Fast jedes Hügelgebiet besitzt dieses oder jenes Lager natürlicher Steine, die sich mehr oder weniger gut, als Bruchsteine oder als Werksteine, vermauern lassen. Wir nennen nur die rötlichen des Weserberglandes, die grün-grauen des Kreises Büren, den berühmten Grünstein am Haarstrange, die weißlichen bis gelblichen Sandsteine Ibbenbürens, der Beckumer Höhen und der Baumberge und den etwas ungebärdigen Ruhrsandstein. Daraus ergeben sich in einem Umkreise, der jeweils der Ergiebigkeit der Brüche und der Frachtgunst entspricht, kleine Inseln des Werksteinbaues als Unterbrechungen der großen Backstein- und Putzflächen-Wandbaulandschaften. Insoweit wäre das Bild noch immer nicht wirr, sondern nur vielfältig. Es hat sich aber später zu maßloser Unübersichtlichkeit verwirrt, seit die festen landschaftlichen Gebräuche ihre Geltung verloren. Es entstand eine allmählich fast völlige Haltlosigkeit; jeder tat, was ihm beliebte, der eine das, was er für neueste Mode hielt, der andere, was ihm besonders sparsam schien, der dritte etwas

möglichst Auffälliges. Dabei ging die Einordnung des Einzelhauses in das Ortsbild und Landschaftsbild natürlich ganz verloren. So hat unser Land unter dem zügellosen Einbruch aller nur denkbaren Wandbau-Arten in die vorher organisch geschlossene Wandbau-Landschaft vielleicht viel stärker als andere gelitten. Wir müssen also die einfachen Voraussetzungen für harmonische und einheitliche Siedlungsbilder mühsam erst wieder erlangen. Die früher ungezwungen herrschende Sitte ist nicht mehr lebendig; deshalb müssen wir sie durch feste Bindungen ersetzen. Ohne Zwang wird das leider nicht möglich sein. Die Baubehörde muß uns dazu helfen, Ordnung im Bauen zu stiften. Das erst ist ja der wahre Sinn der „Bauordnung“. Jeder Bezirk einer Landschaft, der einem bestimmten einheitlichen Gesichtsfelde angehört, muß entweder der einen oder der anderen Art, entweder dem Rohbau oder dem Putzbau eindeutig zugeschrieben werden. Der einmal gegebene Bestand wird dabei maßgebend bleiben müssen, oft selbst dort, wo er uns heute nicht behagt, aber bereits ein Übergewicht hat, das nicht mehr geändert werden kann. So wird es nicht zu umgehen sein, innerhalb einer großen Putzbau-landschaft einzelne schon abweichende Teile als eine Art Rohbau-Insel anzuerkennen.

Der Backstein-Wandbau und seine Verfugung müssen aber auch *werkgerecht* behandelt

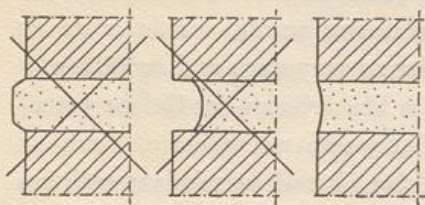


Abb. 8

werden. Aus Steinen und Kalkmörtel werden Mauern zusammengefügt. Die Fuge ist wichtig, ist aber nur ein Hilfsmittel. Hauptbestandteil, tragkräftig und standfest, sind immer die Steine. Widersinnig ist es, wenn sich das Hilfsmittel, die Fuge, dick und dreist vor die Hauptsache, den Stein, vordrängt. Aufgeblähte Fugen sind falsch, weil sie dem Schnee und dem Regen Lagerflächen schaffen, von denen her Feuchtigkeit

den Bau schädigt. Diese Krampfadern sind eine besonders bei Bruchstein- und Werkstein-Mauern häufige Unsitte. Aber auch im Ziegelsteinbau sind vorquellende „Wulst“- oder „Schnitt“-Fugen ebenso falsch wie ihr Gegenspiel, die eingeschnittenen, künstlich vertieften „Hohlfugen“. Diese schaffen der schädlichen Feuchtigkeit noch „besser“ Eingang ins Mauerwerk. Richtig und recht sind nur „vollfugige“ Mörtelfugen, am besten mit einem buchenen Brettchen bündig gerieben. (Die Mauer wird erst mit Wasser und danach mit Säure nachgewaschen.) (Abb. 8).

Der Maurer, der falsche Fugen macht, oder der sich dazu hergibt, unverfugte Rohbauten zu hinterlassen, als ob sein Werk damit fertig wäre, hat das ABC seines Handwerks, das Mauern, nicht begriffen; er mauert nicht „mit Fug und Recht“, er arbeitet an der Herabwürdigung seines Standes.

Die Färbung einer gemauerten Fläche *mischt* sich aus der von Backstein und Fugen. Sie wird „düster“, wenn die Fugen nicht hellen Kalkmörtel zeigen; sie wird „himbeersüß“, wenn die Fugen künstlich weiß gefärbt sind. Die reine weiße Fuge aus Dyckerhoff-Zement besticht, aus der Nähe gesehen, durch ihre Sauberkeit, sie legt aber ein gar zu grelles Fugennetz über das Gesamtbild. Die Wandfläche zeigt nur bei natürlichem Kalkmörtel ein schönes und zugleich ruhiges, zusammenhängendes Rot. Es ist auch nicht gut, die *Stoßfugen* allein künstlich ziegelfarbig zu machen, um nur die *Lagerfugen* hell sichtbar werden zu lassen. Nur Natürliches ist gut.

Die Verfugung des Backsteinbaues wurde bei uns auf dem Lande leider bisher sehr oft völlig

vernachlässigt! Unter dem Vorwande, die Verfugung besser nach völligem Setzen und Trocknen des Mauerwerkes nachzuholen, wurde die polizeiliche Gebrauchsabnahme ohne sie herbeigeführt. Die Fugen blieben aber dann meist für immer unverstrichen! So ein Backsteinbau mit offenstehenden Rüstlöchern und unausgefüllten Fugen ist nicht nur unfertig, sondern auch schädlichen Witterungseinflüssen ausgesetzt. Jedenfalls wirkt er gröblich verunstaltend. „Rohbau“ im schlimmsten Sinne.

Zur rechten Fläche gehört nun aber auch die rechte *Öffnung*. So manches Fenster gähnt nur als unfreundliches finsternes Loch: „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen.“ Eine rohe Ziegelmauerfläche, vom Alter gedunkelt, vom Rauch und Ruß geschwärzt, ist besonders düster. Das Fenster sollte immer hell herausblicken, wie ein kluges Auge aus einem Gesicht; davon wird noch eingehend die Rede sein müssen.

Putzbau

Andere Gesetze hat der *hellfarbige Putzflächen-Wandbau Ostfalens*. Er kann durch einen edleren Werkstoff, durch Werksteine, in Rahmen, Simsen und allenfalls auch Quadern, gegliedert werden. Dagegen eignet sich der rohe Werkstoff, der ihm zugrundeliegt, der Mauerziegel selbst, nicht zur Verwendung als Schmuckglied. All das Bemühen, Putzflächen durch Ziegel oder Klinker in Bändern, Schichten, Rahmen und gar Verzahnungen auf „billige“ Weise zu gliedern, ist aussichtslos und bleibt eine Künstelei ohne wahre Werkerechtigkeit. — Wenn ein Rohbau in einer durch hellfarbigen Verputz gekennzeichneten „Wandbau-Landschaft“ als ein „Düsterling“ sehr störend wirkt, so ist seine Verbesserung durch Überschlämmen leichter erreichbar als nachträgliches Verputzen; es hat schon manche Verunstaltung beseitigt. Hell geschlemmte Mauerflächen werden zwischen geputzten im allgemeinen durchaus nicht stören.

Ein guter Verputz wird nach den übereinstimmenden Erfahrungen tüchtiger Fachleute so hergestellt, daß man erst einen „Unterputz“ aufträgt, der etwas Zement enthält. Die wasserabweisende Wirkung des Zements kommt dem Mauerwerk zugute. Der „Oberputz“ aber soll vor allem porig bleiben, damit er die aufgesaugte Feuchtigkeit auch wieder verdunsten kann. In jeder Putzschicht soll der Sand etwa das Dreifache an Raumteilen gegenüber dem Bindemittel betragen. Überall muß der Sand sorgfältig und zwar nicht zu „fein“, sondern durch Grobkorn gelockert gewählt werden. Wird der Putz künstlich *geglättet*, dann wirkt er maschinenmäßig langweilig; wird er nachträglich künstlich *aufgerauht*, so verliert er seine Haltbarkeit und öffnet sich jeder Verschmutzung. Alles Künstliche ist auch hier vom Übel, nur das Natürliche gesichert gut. Darum soll der Oberputz gar nicht mühsam und kostspielig nach Richtscheit und Lehre ausgerichtet werden, erst recht nicht soll er zuerst maschinenmäßig glatt gemacht und dann wieder zur Vernichtung der Glätte mit Feinkorn bespritzt werden. Vielmehr ist ein Kellenwurf, der ohne Künstelei die kleine Unregelmäßigkeit der Mauerflächen und die ähnliche der Handarbeit bestehen läßt, ohne sie zu übertreiben, das Rechte. Der Maurer sollte den Stolz und die Ehre seines Handwerkes darein setzen, den Verputz ohne Putzlatten so ausführen zu können, daß die Fläche weder maschinenglatt noch grobwellig ausfällt. (Vergleiche auch Anhang, Seite 74 bis 76.)

Was hier vom Putzbau vorwiegend für die großen Landschaftsräume Ostfalens gesagt wurde, gilt auch für jene Städte im Westen, deren Ortsbild sich aus dem münsterländischen Backsteinbau als Putz-Insel heraushebt. Jeder Bau hat Rücksicht auf die vorhandene Umwelt zu nehmen, in die er eintritt.